

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

48 (26.2.1921) Die Mußestunde

große, Komel- und ähnlichen Romanen steht, immer wieder liegt, sie muß wahrlich Zeit und himmlische Geduld haben, um es zu können — sollte gesagt werden, daß sie sich die Verachtung, den Spott oder das Mitleid wirklich gebildeter Menschen ausleiht. Nicht nur die proletarische Frau ist es, die so gern vom Amulett der Nani, von der jählichen Mij Ulian oder Antmanns Käse liest. (O, es gibt noch mehr solcher schöner Titel, zum Beispiel „Meine Käse“ — fast alle heißen sie Käse — oder „Ein gebrochenes Herz“. Nein, auch die feinen, pensionsgebildeten Bourgeoisdichter sind leidenschaftliche Courths-Mahler-Nachfolgerinnen. Ich habe einmal in einer Buchhandlung zu tun. Der alte Buchhändler, der die Bücher liebt wie seine Kinder, zeigte mir stolz neue Beachtungswürdigen von Werken der Dagerlöf. „Am besten aber gefiel mir eine alte Ausgabe von Boccaccios „Decamerone“ in altem, italienischen Proletarischem. Da betraten ein paar elegante junge Damen den Laden, allem Anschein nach reiche Bürgerstochter. Der Buchhändler winkte ohne langes Fragen seinem Gehilfen, und der schleppte an: Weiße Hände mit dunkler Antschlagszeichnung: „Hebtig Courths-Mahler, Maritt, Eberth, Annu Bothe“. Letztere war ihnen ein wenig zu „fürlich“. Die erste mußte es sein. Der Buchhändler aber lächelte, ein eigenstümlich-verächtliches Lächeln, das die jungen Damen nicht verstanden. Sie zahlten 54 Mark und gingen von dannen, freundlich, lieblich, weiß, unschuldig wie — Gänse. Carlo Jassen.

Aus Welt und Wissen

Eine heisse Frage. Die Frage nach dem Alter, die dem Reagen vor Gericht vorgelegt wird, wird von vielen, besonders Frauen, nur ungern beantwortet, und sie machen sich dabei nicht selten einer falschen Angabe schuldig. Die englische Gerichtsbarkeit gibt darüber amtliche Ratsen. Man hat dort festgestellt, daß alljährlich viele Fälle vorkommen, in denen Personen erklaren, 30, 40, 50 usw. Jahre alt zu sein, obwohl sie in Wirklichkeit einige Jahre mehr oder weniger zählen. Solche „Fertümer“ kommen bei Personen unter 30 Jahren sehr selten vor; dagegen nehmen sie bei Leuten im Alter von 30 bis 70 Jahren immer mehr zu, und zwar wird fast regelmäßig ein geringeres Alter angegeben. Im Alter von 70 bis 90 Jahren ist das Gegenteil der Fall; viele weisen Herrschaften sind stolz auf ihre hohen Jahre und machen sich älter als sie sind. Die Zahl der falschen Altersangaben ist natürlich im Vergleich zu den richtigen verhältnismäßig gering; sie kommen hauptsächlich bei Frauen vor und beginnen bei diesen bereits, wenn sie erst 20 Jahre zählen. Diese Erscheinung tritt auch bei den Volkszählungen deutlich zutage. Bei der letzten Volkszählung in England wurde im 1867 Jahren überhaupt keine Angabe über das Alter gemacht; in Frankreich aber durchschnittlich bei dem gleichen Anlaß 116 772 und in den Vereinigten Staaten 160 055 Personen ihr Alter.

In drei Tagen um die Welt. General Mitchell, der frühere Kommandeur des amerikanischen Fliegerkorps im Krieg, behauptet, daß man nun bald soweit im Flugwesen sein werde, um in drei Tagen um den Erdball herumzukommen. Der berühmte Wilcox Hogg James Barnes, dessen „Reise um die Erde“ in achtzig Tagen noch zu Ende des letzten Jahrhunderts als utopisches Phantasiegebilde betrachtet wurde, würde demnach zum alten Eisen gehören. Mitchell meint, es werde den neuen Flugmaschinen gelingen, Höhen von 12 bis 15 000 Metern zu erreichen. Der Luftwiderstand sei da gering; wenn der Motor mit Höchstleistung arbeite, so könne eine horizontale Geschwindigkeit von 300 bis 400 Metern in der Stunde erzielt werden. Der Flieger nimmt einen Sauerstoffapparat und entsprechende Ausrüstung mit. Bei solcher Geschwindigkeit kann ein Flugzeug in sechs Stunden über den Atlantischen Ozean fliegen und in drei Tagen um den Erdball herumkommen, vorausgesetzt, daß die Geschwindigkeit der Maschine nicht abnehme und keine Defekte vorkommen. Die Fortschritte, die das Flugwesen im Laufe der letzten Jahre gemacht hat, waren verblüffend. Ob aber Mitchells Kühne Voraussage erreicht werden wird?

Kernspruch

Weiden wie den Saal leerer Worte und den Scheingenuß, und finden wir, immer mehr die Straße und den Frieden fruchtbringender Arbeit und Pflichterfüllung, so werden wir auch fest die Liebe und die Mittel zum wahren Fortschritt bewahren, der keine Feinde, sondern Freunde erweckt und die von den Vätern errungene Unabhängigkeit erhält, solange wir über wert sind. Steigen wir hinauf in die Grundtiefen unseres persönlichen Gewissens und schaffen wir uns dort die wahre Heimat so werden wir ohne Leid und ohne Furcht auf fremde Größe und in die Zukunft blicken können. Gottfried Keller.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von G. G. G. in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellede Bilderrätsel



Verstehungsaufgabe

Die Worte: Grille, Treppe, Wellenstein, Blausäure, Schelling, Meinholt, Rottingill

Sind untereinander zu schreiben und alsdann so lange seitlich zu verschieben, bis zwei in gleichen Abständen von einander befindliche senkrechte Zeilen zwei zusammenhängende Worte bilden.

Rästel

Ein Ort zu sehen im Garten und Feld, Sinein ein „L“, der Ost zum Nordlich mit gestellt.

Stellrästel

Die Buchstaben: L, g, l, s, a, n, e, w sind so zusammenzusetzen, daß die Buchstaben richtig aneinandergerückt ein (mit „W“ beginnend) Wort ergeben.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 7. Woche

Rästel: Gebel, Gramur, Dachs, Dohle, Vork. Rästel: Gatz, Gatz = Gatzhahn. Verwandlungsaufgabe: Platte, Boden, Stein, Angel, Waage, Netz, Stier, Probe, Hebe, Speler, Meins, Reche = Finkenpfeife. Rechnungsaufgabe: Der Jäger hatte 20 Hefen, 21 Hühner und 9 Meise geschossen. Mäßige Lösungen fanden ein: Franz Koppie, Walter Knorre, Paul Glaser, Fritz Daniel, Ernst Dürker, Emilie Dürker, W. Jähns, Frau Mählig, Walter Under, Erwin Greber, Georg Meier, Frieda Wöh, Georg Hammer, Frau Knobloch, Karlsruhe, Eduard König jr., Durlach; Maria Horn, Durlach; Samuel Storch, Durlach; Emilie Wäcker, Bergheim; Adin Rothweiler, Bergheim; Kurt Arbeit, Bergheim; Wilhelm Bach, Bergheim; Johannes Häfel, Wörth; Mia Schlemmer, Bergheim; Frau Ludwig Under, Hagenfeld, August Hlung, Rino Seifenmann, Friedrich Weis, Mühlburg, Fritz Rich, Langensteinbach.

Witz und Humor

Entschuldigungsgrund. Einem Lehrer in Wien wurde folgende Entschuldigungszeitel zugesandt: „Gehöhrer Herr Lehrer! Bitte mein Sohn Fritz heute zu entschuldigen, wir wollen das Smetn schlafen.“ — Der arme Junge! Bei einem schwedischen Professor ist ein Berliner Kollege auf Besuch, und da die beiden mit ihren Besprechungen nicht fertig werden, nötigt die Hausfrau den Gast zum bleiben. Das Wohnzimmer wird geräumt, und der folgende Tag ist der gemeinsamen Wissenschaft gewonnen. Man ist sich auch menschlich näher gekommen; aber der Mann aus Berlin weiß nicht recht, ob er zumal in so schwierigen Zeiten die Gastlichkeit noch weiter in Anspruch nehmen kann. Doch die Hausfrau verjagt seine Gedanken: „Ja, bleibet Sie nun, Herr Geheimrat, jetzt ist doch der Winter!“

Die Wustestunde Zur Unterhaltung und Belehrung

8. Woche Karlsruhe, den 26. Februar 1921 1921

Der Tag*)

Von Hermann Claudius Ich frag' nicht nach deiner Vergangenheit, Kamerad. Wir tragen alle das eine Leid. Ich frag' nicht nach deines Lebens Sinn, Kamerad. Wir tragen alle das eine hin. Ich borch' nicht mehr auf deines Herzens Schlag, Kamerad. Wir tragen alle auf einen Tag. Der wird keine Tore öffnen angetweilt, Kamerad. Wir werden still einschreiten zu zweit.

Das Bein

Von Heinrich Scholle (1771 bis 1848). Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thebenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgenden Tages auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben und alles zu einer Amputation nötige Gerät mitzubringen. Thebenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mochte man ihn wegen seiner natürlichen Gütmütigkeit lieben. Thebenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwartete, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermutlich einer unierer Geden in die blaue Luft hinein schicken!“ dachte er und ging nicht. Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeig, es werde morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen. Zu der Tat, mit dem Glodenschlag neun Uhr des folgenden Morgens erschien ein ziellicher offener Wagen. Thebenet machte keine Umstände weiter und setzte sich hinein. Vor dem Lore fragte er den Kutcher: „Zu wem führt Ihr mich?“ Dieser antwortete: „Things unknown to me, I am not concerned for“; was ungefähr so viel heißen soll, als: „Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß.“ Also ein Engländer. — „Ihr seid ein Flegel!“ erwiderte Thebenet. Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhause still. „Zu wem soll ich? Wer wohnt hier? Wer ist hier krank?“ fragte Thebenet den Kutcher, ehe er ausstieg. Dieser gab die vorige Antwort und der Arzt dankte auf die vorige Art. In der Haustür empfing ihn ein schöner, junger Mann von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe

hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verriet, der junge Mann war ein Brit. Thebenet redete ihn also englisch an und bekam freundliche Antwort. „Sie haben mich rufen lassen!“ fragte der Wundarzt. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mühe, mich zu besuchen.“ antwortete der Britte, „wollen Sie sich niederlassen? Hier stehen Schokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.“ „Reigen Sie mir erst den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden untersuchen, ob Amputation nötig sei.“ „Sie ist nötig, Herr Thebenet, setzen Sie sich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier ist eine Börse mit hundert Guineen; ich bestimme Sie Ihnen als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen sollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie sie glücklich beenden. — Widrigenfalls, oder wenn Sie sich weigern, meine Dienste zu erfüllen, sehen Sie hier das scharf geladene Pistol. — Sie sind in meiner Gewalt — ich schicks Sie, Gott verdamme mich, nieder.“ „Sir, vor Ihrem Pistol fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! Was soll ich hier?“ „Sie müssen mir das rechte Bein abschneiden.“ „Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Mein, wenn mir recht ist, das Bein scheint sehr gesund zu sein. Sie frangen die Treppe vor mir hinauf wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“ „Nichts. Ich wünsche, daß es mir fehle.“ „Sir, Sie sind ein Narr.“ „Das kümmert Sie nicht, Herr Thebenet.“ „Was hat das schöne Bein gekündigt?“ „Nichts! Aber sind Sie entschlossen, mir es wegzunehmen?“ „Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres sonst heilen und gesunden Verstandes.“ „Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thebenet?“ „Sir, sobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verkrümmelung angeben.“ „Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht sagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber ich wette, Herr, Sie selbst sollen nach Jahresfrist geliehen, daß meine Gründe die besten waren, von diesem Bein befreit zu sein.“ „Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beschäftigungsort.“ „Das alles erfahren Sie künftig. Jetzt nichts. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.“ „Ein Ehrenmann droht seinem Arzt nicht mit Pistolen. Ich habe Willen, selbst gegen Sie als Unbekannten. Ich verstümmele Sie nicht ohne Not. Haben Sie Lust, Mordmörder eines schuldlosen Hausvaters zu werden, so schießen Sie.“ „Gut, Herr Thebenet.“ sagte der Britte und nahm das Pistol, „ich erschieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Angel tun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.“ „Und wie das, Sir?“ „Ich verschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.“ Der Britte setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mundma hart über das Knie. Herr Thebenet wollte

* Aus den ausgezeichneten „Liedern der Unruh“ von Hermann Claudius. (Verlag Konrad Haus, Hamburg 8.)

zurückbringen, um es abzuwehren. „Nehmen Sie sich nicht,“ sagte der Brit, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: Wollen Sie meine Schmerzen unmissverständlich hören und verläugern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“ Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspitze an und schwor, sie solle ihm nicht ausgeben. Er hielt Wort. Das Bein lag tot am Boden. Der Brit rauchte fort.

Herr Thebenet verrichtete seine Geschäfte als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte, dankte mit Freudenstränen für den Verlust des Beines und segelte nach England zurück mit dem höchsten Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thebenet einen Brief aus England ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigefügt als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit eine Anweisung von zweihundertfünfzig Guineen auf Herrn Ransford, Bankier in Paris. Sie haben mich zum glücklichsten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Liebes beraubten, welches das Sündernis meiner irdischen Glückseligkeit war.“

Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Urhache meiner göttlichen Rache, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund an einer Selbstverhimmelung wie der meinigen geben. Ich schlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran getan, sie nicht anzunehmen.“

Nach meiner zweiten Heimkunft aus Ostindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenste Weib. Ich betete sie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein, mir nur ihre Schönheit, ihr himmlisches Gemüt. Ich wünschte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, bester Thebenet, und ich wart glücklich genug, um der unglücklichste meiner Nebenbuhler zu werden; sie liebte mich, vor allen Männern mich — verhehlte es nicht und — verließ mich eben deswegen. Umsonst hat ich um ihre Hand — umsonst baten ihre Eltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unweglich.

Lange konnte ich die Ursache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den sie, wie sie selbst gestand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schwestern verriet mir endlich das Geheimnis. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu sein, und fürchtete sich eben dieser Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie ätzerte, ich würde sie einst deswegen gering achten. Sogleich war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, bester Thebenet, und ich ward es!

Ich kam mit dem tausendsten Holzfuß nach London zurück. Mein erstes war, Miß Harley aufzusuchen. Man hatte ausgesprengt, und ich selbst hatte es voraus nach England geschrieben, ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; sei es mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erkann sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimnis, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thebenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilien dahingeben.

Solange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London, besuchen Sie uns, lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „Ich sei ein Narr!“ Charles Temple.

Herr Thebenet teilte die Anekdote und den Brief seinen Fremden mit und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort: „Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.“

Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und härtliches Weib, doch nicht zu viel, wenn man am Ende nicht beim Laich betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch anderen Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

Bei dem allen erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie recht. Sie wohnen jetzt im Paradies des Ehefrühlings.

Aber auch ich habe recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht sehr langsam reif wird wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzunehmen.“

Sir, geben Sie acht! Ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Anspornung der großen Rebe, und nach fünf Jahren die Amputation der kleinen Rebe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nadel genug gewesen.

Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unerbürdlicher bewahren als Männer ihre Urteile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein gegeben; jenes würde mich nie, dies zerlebens gereut haben. Denn hätte ich es getan, ich würde noch heute sagen: Thebenet, du warst ein Narr! Bonit ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener G. Thebenet.“

Im Jahre 1793, während der revolutionären Schreckensherrschaft, flüchtete Herr Thebenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der alles gleich machenden Guillotine zu retten.

Aus Vangerweise oder um Bekanntschaften anzuspinnen, fragte er dem Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich messen und ward angenommen. In einem Lehnstuhl beim schäumenden Porter am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Et, willkommen Herr Thebenet!“ rief der dicke Herr, der wirklich kein anderer als Sir Temple war. „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich sitzen bleibe, aber der vermehrte Stelzfuß hindert mich an allem. — Freund, Sie kommen vermutlich, um nachzusehen, ob Ihr Recht reif geworden sei.“

„Ich komme als Praktikant und suche Schutz bei Ihnen.“ „Sie müssen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie sind ein weiser Mann. Sie müssen mich trösten. Wohnhaftig, Thebenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottlose Stelzbein für den Dienst meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da lese ich nun Zeitungen und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei sein kann. Kommen Sie, trösten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie besser zu trösten wissen als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hinderte sie am Tanzen, darum ergab sie sich den Karten und der Medifiance. Es ist kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.“ — „Wie, so hätte ich damals Recht gehabt?“

„Oh, vollkommen, lieber Thebenet, aber schweigen wir davon. Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe jetzt nicht den Abschnitel eines Nagels davon! Unter uns gesagt: Ich war ein Narr — aber behalten Sie diese Wahrheit für sich.“

„Himmels-Arbeiter“ Die amerikanischen Wollenträger werden nun auch bei uns ihren Einzug halten. Wenigstens empfielt das preussische Wohlfahrtsministerium den Bau solcher riesigen „Lammhäuser“, weil sie Ersparnisse an Grund und Boden, an Material und Kosten und die Vereinfachung zahlreicher Wohnungen ermöglichen. Schon in diesem Frühjahr sollen verschiedene Wollenträger errichtet werden, und wir werden dabei aus in America gesammelten Erfahrungen lernen müssen. Die wichtigste Vorbedingung für diese Lammhäuser ist aber die Heranbildung einer ganz neuen Art von Arbeitern, die in schwindelnden Höhen zwischen Himmel und Erde tätig sind und die in Newport „Sky-Workers“, Himmelsarbeiter, genannt werden. Ein anschauliches Bild von den Schwierigkeiten und Gefahren, denen diese Leute ausgesetzt sind, gibt Ernst Schmidt in einem Aufsatz der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Lieber Land und Meer“. Es müssen unerhörtene Männer sein, die daran gewöhnt sind, über ungeheuren Abgründen auf kaum zuhelfenden Stahlblättern ihre Arbeit zu verrichten. Wenn man in der Gegend von Newport an einem im Bau befindlichen Gebäuderücken in die Höhe blickt, so sieht man auf den Pfeilern der Eisengerüste schmale Punkte, die sich hin und her bewegen. Das sind die Himmelsarbeiter, die nicht größer als Ameisen erscheinen. Je höher das Stahlgerüst wächst, um so vorsichtiger muß der Arbeiter vorgehen, da von seinen Bewegungen nicht nur sein Leben, sondern das der gesamten auf dem Bau arbeitenden Mannschaft abhängt. Vor allem muß sich der Himmelsarbeiter davor in acht nehmen, daß keines seiner Werkzeuge kein glühendes Wolken herabfällt. Denn durch die Fallgeschwindigkeit wirken auch kleine Gegenstände wie Gesäßstacheln. Als das Gebäude der Metropolitan-Lebensversicherung gebaut wurde, fiel ein kaum zwei Fuß schwerer Bolzen herunter und durchschlug das Dach eines Straßenschnitzmagazins. Die Wollenträgerleute arbeiten Stundenlang auf einer kaum fußhohen Plattform, während unter ihnen ein jäher Abgrund von mehreren hundert Fuß Tiefe gähnt. Mit der eine Hand klammern sie sich in dem im Winde hin und her schwankeuden Gerüst fest, mit der anderen Hand idyllisch sie die Wolzen ein, oder sie hängen an einem Keiler, während sie die herausgezogenen Stahlplatten mit den Händen an den richtigen Platz bringen. Es ist schon eine besondere Kunst, auf Stahl sicher zu gehen; aber bei den starken Strömen, die in dieser Höhe herrschen, auch wenn es auf der Straße windstill ist, gehört jahrelange Übung dazu, um sich vollkommen gefahrlos in diesen Höhen auf den schmalen Stahlblättern zu bewegen. Wenn es gar noch regnet, dann ist die Gefahr des Ausgleitens auf den glitschernen Planken besonders groß. Kühner als der waghalsigste Bergsteiger ist der Himmelsarbeiter, der im 20. Stockwerk des Stahlgerüsts steht und aufmerksam in die Tiefe blickt, aus der ein neuer Träger in seine Höhe gelangt, dann verhandelt er das Maschinenpersonal in der Tiefe durch ein schwaches Signal, springt mit großer Selbstlosigkeit auf das schwebende Stahlstück, läßt sich ein paar Sekunden mit emporgelassen, gibt dann das Haltesignal und kriecht nun auf dem schwebenden Träger entlang. Er hält den Träger provisorisch an den Nietlöchern fest. Dann schreißt ein neues Signal, und nun beginnt die Arbeit der Niete. Das dünne Holzgerüst, auf dem sie arbeiten, ist nur 2-3 Fuß breit; weit, weit unter ihnen wird der Nietbolzen glühend gemacht und mit einer Zange dem Niete zugepresst. Der muß dann das glühende Eisen mit einem kleinen Behälter auffangen und darf nicht schreckhaft garrüdwärts, sonst stürzt er herunter. Nur in den seltensten Fällen kommt es vor, daß ein Mann von einem glühend heißen Bolzen getroffen wird. Dann müssen seine Gefährten verhindern, daß er sich in seinem Schmerz aus der Höhe herabstürzt; sie eilen auf ihn zu und halten ihn fest. Die Männer müssen Herzen von Stahl haben, und jeder muß wissen, daß er sich auf den anderen unbedingt verlassen kann. Ein Beispiel für diese Gefahren der Himmelsarbeiter ist ein Vorfall, der sich kürzlich beim Bau eines Wollenträgers in Newport ereignete. Ungefähr 25 Stockwerke über der Straße arbeitete ein Dutzend Männer; an ihnen vorbei wurde neues Baumaterial aufgewunden. Plötzlich verfangen sich zwei Kabel, und da dieser Zwischenfall von unten nicht bemerkt werden konnte, arbeitete die Windmaschine weiter und die Kabel hätten sich durchschneiden müssen. Geschick dies, dann wurden alle Arbeiter in die Tiefe gerissen. Aber einer merkte es, gab ein Warnungssignal, und so konnten noch alle rechtzeitig im Sprung das feste Stahlrahmenwerk erreichen. Gerade als der letzte sich gerettet, riß das Kabel, der Träger stürzte auf die Plattform und riß diese in die Tiefe.

Wenn auch der „Himmelsarbeiter“ gut bezahlt wird (d. h. was man bei so lebensgefährlicher Arbeit „gut“ nennt) — den Gewinn, der beim Bau eines solchen Unternehmens herauskommt, den hat der Bauherr, der Kapitalist. Der Arbeiter riskiert sein Leben, ein faulenzender Aktionär reißt den Gewinn ein. Das heißt man unter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung soziale Ungerechtigkeit.

fiert sein Leben, ein faulenzender Aktionär reißt den Gewinn ein. Das heißt man unter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung soziale Ungerechtigkeit.

Für unsere Frauen Die Courts-Mahlerei

Wenn ich von Gänzen rede, meine ich nicht jene lieblichen Tierchen, die fett, weich und weiß vor den begehrlischen Augen der bratenliebenden Menschheit emporwatscheln. Nein, diese Gänse erfreuen stets mein Herz. Die flaumige Weisheit und Weisheit ihrer zarten Körper entzünden mich, und ich wünsche schnellst, eine solche liebe Gans mit nach Hause nehmen zu können.

Wenn ich von Gänzen rede, meine ich andere Gänse, meine ich menschliche Gänse, meine ich solche Gänse, die mit den ersten eine fabelhafte Nüchternheit haben. Auch sie sind mollig, weich und zart, haben schwärmerische, sanfte Klauungen und sitzen „Gedwig Courts-Mahlerei“ lesend, in der Elektrischen, im Eisenbahngange und sogar manchmal im Theater. Dann verfallend diese süßen Gänse zwischen dem ersten und zweiten Akt von „Wallensteins Tod“ ein Kapitel von dem „wunderbaren“ neuen Roman der geliebten Gedwig. Diese lieblichen, braven Gänzen gehen in „Gedwig Courts-Mahlerei“ vollständig auf und wünschen sich nichts sehnlicher, als auch einmal einen so interessanten Roman zu erleben, zum Beispiel wie die schöne Miß Allan.

Betrachten wir uns einmal einen solchen Roman etwas näher. Mancher wird neugierig sein, von den Werken der „berühmten“ Gedwig mehr zu erfahren. Also neulich fand ich auf dem Bücherstisch einer Dame einen hübsch gebundenen Roman. Das Titelbild stellte ein paar reizende Puppengeister dar, die einen seltsam geformten Schmutz betrachteten. Neugierig schlug ich das Buch auf: „Das Amulett der Rani“, von Courts-Mahlerei. Ich las eine Seite, zwei, drei, überschlug sechs, um noch immer nicht weiter zu sein. Ein Satz aber entzückte mich: „Er sieht aus wie ein Aristokrat und ist doch nur ein Bürgerlicher.“ Schließlich nach geradezu blödem Riß — eine Gräfin, die mit ihrer Gesellschafterin nach Indien reist und dort an der Cholera stirbt, eine Amulett verachtende Rani, die sich als der Gesellschaftlerin Pensionsfreandin entpuppt — Heirat, und „er ist wirklich ein Aristokrat!“ Die Dame hatte Dutzende von Courts-Mahlerei-Romanen, und ich nahm mir die Mühe, alle durchzublickern. Immer dasselbe, immer dasselbe. Wenn man zwei Seiten gelesen hat, weiß man das Ende schon. Der reime, aber auch der allereinfachste Riß.

Und dennoch erleben die Romane der Courts-Mahlerei ungenügende Auflagen. Geradezu unheimlich produktiv ist sie. Man sollte wünschen, die Gänse Nr. 1 wären so produktiv im Eierlegen. Eine mir bekannte Gedwig Courts-Mahlerei-Bereiterin geht alle paar Wochen, um das neue Gelfiederzeugnis ihrer Lieblingschriftstellerin zu erhandeln. Ab und zu liest sie auch — oder besser lauft — sie auch einmal etwas anderes, so sehr „Chitza“ von Rabindranath Tagore, der berühmte Indier, und seine neuen Liebesgedichte hat sie sich auch bestellt, weil es so modern ist, lesen tut sie es ja nicht. Es ist halt so sonderbar und langweilig. „Gedwig“ und „Mariti“ schreiben viel „schöner und klarer“. Da braucht man kein bißchen zu denken. Der arme Tagore, daß er auch „modern“ sein muß.

Das allerhöchste aber ist, daß es auch Parteizetlungen gibt, die solch übes Zeug, wie die Courts-Mahlerei oder Mariti-Romane, abdrucken. „Die Frauen lesen es gerne“, heißt es. Ja, wenn sie nicht aufgeklärt werden, dann allerdings. Müßen sie nicht das für gut halten, was ihre Zeitung bringt? Es muß mit aller Entschiedenheit von unserer Seite gegen die Verbreitung minderwertiger Literatur gekämpft werden. Wir wollen doch das Volk auf eine höhere Kulturstufe ziehen.

Für das Geld, was ein solcher Roman kostet, kann man auch ein gutes Buch kaufen. Und wenn man auch etwas mehr ausgeben muß, so bedenke man, daß das gute Buch die beiden Wert hat, während das andere völlig wertlos ist. Außerdem gibt es Bibliotheken, wo man gute und schöne Lektüre billig haben kann. Wenn die Frauen von der Courts-Mahlerei einmal „befreit“ sind, werden sie bald Sinn für gute Bücher bekommen und leicht selbst wählen können. Jeder Frau, die das geklöste, läppische Zeug, wie es in allen Courts-Mahlerei, Betra-

fiert sein Leben, ein faulenzender Aktionär reißt den Gewinn ein. Das heißt man unter der kapitalistischen Wirtschaftsordnung soziale Ungerechtigkeit.

Für unsere Frauen Die Courts-Mahlerei

Wenn ich von Gänzen rede, meine ich nicht jene lieblichen Tierchen, die fett, weich und weiß vor den begehrlischen Augen der bratenliebenden Menschheit emporwatscheln. Nein, diese Gänse erfreuen stets mein Herz. Die flaumige Weisheit und Weisheit ihrer zarten Körper entzünden mich, und ich wünsche schnellst, eine solche liebe Gans mit nach Hause nehmen zu können.

Wenn ich von Gänzen rede, meine ich andere Gänse, meine ich menschliche Gänse, meine ich solche Gänse, die mit den ersten eine fabelhafte Nüchternheit haben. Auch sie sind mollig, weich und zart, haben schwärmerische, sanfte Klauungen und sitzen „Gedwig Courts-Mahlerei“ lesend, in der Elektrischen, im Eisenbahngange und sogar manchmal im Theater. Dann verfallend diese süßen Gänse zwischen dem ersten und zweiten Akt von „Wallensteins Tod“ ein Kapitel von dem „wunderbaren“ neuen Roman der geliebten Gedwig. Diese lieblichen, braven Gänzen gehen in „Gedwig Courts-Mahlerei“ vollständig auf und wünschen sich nichts sehnlicher, als auch einmal einen so interessanten Roman zu erleben, zum Beispiel wie die schöne Miß Allan.

Betrachten wir uns einmal einen solchen Roman etwas näher. Mancher wird neugierig sein, von den Werken der „berühmten“ Gedwig mehr zu erfahren. Also neulich fand ich auf dem Bücherstisch einer Dame einen hübsch gebundenen Roman. Das Titelbild stellte ein paar reizende Puppengeister dar, die einen seltsam geformten Schmutz betrachteten. Neugierig schlug ich das Buch auf: „Das Amulett der Rani“, von Courts-Mahlerei. Ich las eine Seite, zwei, drei, überschlug sechs, um noch immer nicht weiter zu sein. Ein Satz aber entzückte mich: „Er sieht aus wie ein Aristokrat und ist doch nur ein Bürgerlicher.“ Schließlich nach geradezu blödem Riß — eine Gräfin, die mit ihrer Gesellschafterin nach Indien reist und dort an der Cholera stirbt, eine Amulett verachtende Rani, die sich als der Gesellschaftlerin Pensionsfreandin entpuppt — Heirat, und „er ist wirklich ein Aristokrat!“ Die Dame hatte Dutzende von Courts-Mahlerei-Romanen, und ich nahm mir die Mühe, alle durchzublickern. Immer dasselbe, immer dasselbe. Wenn man zwei Seiten gelesen hat, weiß man das Ende schon. Der reime, aber auch der allereinfachste Riß.

Und dennoch erleben die Romane der Courts-Mahlerei ungenügende Auflagen. Geradezu unheimlich produktiv ist sie. Man sollte wünschen, die Gänse Nr. 1 wären so produktiv im Eierlegen. Eine mir bekannte Gedwig Courts-Mahlerei-Bereiterin geht alle paar Wochen, um das neue Gelfiederzeugnis ihrer Lieblingschriftstellerin zu erhandeln. Ab und zu liest sie auch — oder besser lauft — sie auch einmal etwas anderes, so sehr „Chitza“ von Rabindranath Tagore, der berühmte Indier, und seine neuen Liebesgedichte hat sie sich auch bestellt, weil es so modern ist, lesen tut sie es ja nicht. Es ist halt so sonderbar und langweilig. „Gedwig“ und „Mariti“ schreiben viel „schöner und klarer“. Da braucht man kein bißchen zu denken. Der arme Tagore, daß er auch „modern“ sein muß.

Das allerhöchste aber ist, daß es auch Parteizetlungen gibt, die solch übes Zeug, wie die Courts-Mahlerei oder Mariti-Romane, abdrucken. „Die Frauen lesen es gerne“, heißt es. Ja, wenn sie nicht aufgeklärt werden, dann allerdings. Müßen sie nicht das für gut halten, was ihre Zeitung bringt? Es muß mit aller Entschiedenheit von unserer Seite gegen die Verbreitung minderwertiger Literatur gekämpft werden. Wir wollen doch das Volk auf eine höhere Kulturstufe ziehen.

Für das Geld, was ein solcher Roman kostet, kann man auch ein gutes Buch kaufen. Und wenn man auch etwas mehr ausgeben muß, so bedenke man, daß das gute Buch die beiden Wert hat, während das andere völlig wertlos ist. Außerdem gibt es Bibliotheken, wo man gute und schöne Lektüre billig haben kann. Wenn die Frauen von der Courts-Mahlerei einmal „befreit“ sind, werden sie bald Sinn für gute Bücher bekommen und leicht selbst wählen können. Jeder Frau, die das geklöste, läppische Zeug, wie es in allen Courts-Mahlerei, Betra-